

(Nachdruck verboten.)

4) Neu-Karthago.

Roman von Georges Celhoub.

In der Ebene zerstreut drehten drei Windmühlen lustig ihre Flügel, unbekümmert um das ihrer harrende Schicksal der vierten, deren altersschwaches Mauerverk allein noch der Blockade der Hüften trotzte, die sie von allen Seiten umkammerten. Ihre Flügel hatte sie bei dem Kampfe mit den Strauchdieben dieser Belagerungsarmee bereits eingebüßt, die, grausam wie betrunkene Vogelfsteller, das armselige Ding verstümmelt hatten.

Laurent nahm gewiß herzlichen Antheil an dem Schicksal der armen verkrüppelten Mühle, ohne daß er darum den Begegnungen, die die Bevölkerung der Gassen der Günterkolonie bildeten, gram gewesen wäre.

Ein Haufen verwegener, zu jeder Gewaltthat fähiger Gefellen, diese „Müller der Steinmühle“! Selbst die Polizei mischte sich nicht gern in das lichtscheue Treiben des gefährlichen Gesindels, das die häßlichsten Elemente des großstädtischen Abschaums bildete. Die Strolche, die auf den Quaistrassen herumlungerten und die unter dem Namen „Runners“*) übel berüchtigten Haifische des Süßwassers rekrutirten sich vornehmlich aus den Kreisen dieser Gesellschaft.

Aber auch abgesehen von dem Haufen der Verdächtigen und Unregelmäßigen, mit denen Laurent in der Folge noch näher bekannt werden sollte, war auch der übrige Theil dieser halb städtischen, halb ländlichen Bevölkerung, das arbeitende und in halbwegs geordneten Verhältnissen lebende Element ganz dazu angethan, die Sinne des Kindes anzuregen und seine Gedanken zu beschäftigen. Diese „Müller“ gaben hier übrigens den Ton an und übten auf ihre Nachbarschaft einen verhängnißvollen Einfluß aus. Sie theilten ihre Gewohnheiten den Ackernechten mit, die ihr Dorf verlassen hatten, um hier als pfuschende Stuckateure und Tagelöhner ihr Brot zu verdienen, wie sie andererseits die sich fälschlicherweise als Bauern gebärdenden Städter umtrepelten, die Handwerker, die sich zu Milchhändlern gewandelt hatten, und die Frauenzimmer, die aus Fabrikmädchen Ruhmägde geworden waren.

Anrecht auf dem Stuhle stehend, starrte Laurent hinaus auf die Landschaft und berauschte sich förmlich an den düsteren Eindrücken, die auf ihn einströmten. Und nicht eher wich er von seinem Beobachtungsposten, bis es heiß in seiner Kehle aufstieg und ihm die Thränen den Blick verdunkelten. Dann warf er sich auf die Knie oder wand sich krampfhaft schluchzend auf dem Bette, und all das bittere Weh, das sein Herz bedrückte, machte sich in einem heißen Thränenstrom Luft. Das lustige Geklapper der Mühlen, das so frei und klar wie Gina's Lachen klang, und das dumpfe Gebrausch der Fabrik, aus dem man den keifenden, aufgeblasenen Ton einer Felicitas'schen Straßpredigt herauszuhören vermeinte, begleiteten das Schluchzen und ließen die Thränen reichlicher fließen. Es war ein hämishes, peinigendes Wiegenlied, das in den spöttischen Refrain „Weiter . . . weiter!“ ausstünte.

III.

Felicitas hielt jetzt das Dachstübchen des Einsiedlers tagsüber geschlossen und schickte den Jungen zum Spielen in den Garten. Dieser hatte den Vergrößerungsplänen der Neuanlagen ein Stück nach dem andern zum Opfer gebracht und war dabei zu einem Wiesenplan zusammengeschrumpft, der in seiner ganzen Ausdehnung von den Fenstern des Wohnhauses aus zu überblicken war. So sah sich Laurent, der der ständigen Beaufsichtigung müde, von dem Wunsch beseelt war, sich den Späheraugen der lästigen Aufpasserin zu entziehen, genöthigt, seine Entdeckungsreisen auf das Gebiet der Fabrik auszudehnen.

Die fünfzehnhundert Köpfe des Dobouziez'schen Etablissements beugten sich unter das Joch einer Fabrikordnung von drakonischer Strenge. Für das geringste Vergehen regnete es Strafgeelder, Lohnabzüge und Entlassungen, ohne die Möglichkeit, durch Anrufung einer höheren

Instanz eine Milderung dieser Strafwillkür zu erreichen. Die Justiz, die hier ihres Amtes waltete, besleißigte sich eines ebenso einfachen wie abgekürzten Verfahrens. Keine schwacherzige Rücksichtnahme auf menschliche Unzulänglichkeit, sondern unerbittliche Kasernendisziplin, Strafbestimmungen, die in gar keinem Verhältniß zu der begangenen Strathat standen, eine Wage, die sich immer auf die Seite der Arbeitgeber neigte.

Saint-Jardier, ein bider Herr mit einem Schauspielerkopf und einem olivenfarbigen Gesicht mit wulstigen Mulattenlippen, durchheilt an bestimmten Tagen die Fabrikäle, ein Rundgang, der von einem wüsten Höllelärm begleitet war. Er schrie wie ein Bessener, schleuderte wilde Basiliskenblicke, suchte mit den Armen in der Luft herum, warf die Thüren krachend ins Schloß und segte wie ein Wirbelsturm von Saal zu Saal. Jammer und Verzweiflung bezeichneten den Weg, den das Unwetter genommen. Hausenweise hagelten die Strafen auf die Köpfe der bestürzten Leute. Das geringste Vergehen wurde mit der Entlassung des besten und ältesten Arbeiters geahndet. machte Saint-Jardier dabei keinen Unterschied, ob es sich um einen Aufseher oder den jüngsten der Lehrlinge handelte, ja, es wollte fast scheinen, als ob er seine Opfer mit Vorliebe gerade unter den alten treuen Dienern wählte, die sich noch keines Vergehens schuldig gemacht hatten und die in der Fabrik von ihrer Gründung an thätig gewesen waren. Die Arbeiter hatten ihm den Beinamen der „Bascha“ gegeben, sowohl seiner despotischen Willkür wie seiner wollüstigen Begierden wegen.

Wenn auch Dobouziez an Halsstarrigkeit und gehorsamer Herrschsucht seinem Sozias nichts nachgab, so entsprach es doch seiner gemessenen Art ganz und gar nicht, sich zu auffälligen Kundgebungen hinreißen zu lassen. Er sprach als Richter das Urtheil, das der andere vollstreckte. Uebrigens war sich Dobouziez, der standesgemäß erzogene Offizier, keineswegs im Unklaren über den Charakter seines rohen, ungebildeten Theilhabers, der durch eine reiche Heirath in den Besitz eines der Vermögenslage seines Sozias entsprechenden Kapitals gekommen war. Der Offizier schätzte sich aber glücklich, den großmäuligen Patron mit den brutalen Hausknechtsfäusten zur Erledigung der unlieblichen Vorommnisse zu verwenden, die seiner verfeinerten, aller gewaltthätigen Kraftäußerung abgeneigten Natur von Grund aus zuwider waren. Es war den Leuten im übrigen nicht entgangen, daß die Maßregelungen, die den Bestand des Arbeiterpersonals verringerten, gemeinlich in der Zeit erfolgten, wenn der Verkaufspreis der Erzeugnisse der Fabrik zurück- oder der Einkaufspreis der Rohprodukte in die Höhe ging. Herrn Dobouziez muß es indessen nachgesagt werden, daß er sich angelegen sein ließ, den Uebereifer seines Sozias zu mäßigen, der in seinem durch ein Ueberleiden gesteigerten Witzmuth die blindwüthige Verfolgungssucht eines Marius befundete.

Dobouziez blieb bei aller Geldgier doch stets der weitblickende Industrielle, der gegen die Ausbeutung der Arbeitskräfte des Proletariats an sich nichts einzuwenden hatte, so lange die Sache ohne unnöthige Härte und Aergerniß erregendes Aussehen abging.

Er sah seine Arbeiter als niedergeartete Wesen an, als schaffenskräftige Nutzherde, die man im eigenen Interesse thunlichst zu schonen hatte. Er war eben das Muster eines kühlen Verstandesmenschen, der, frei von jeder schwachmüthigen Gefühlsregung und sentimentalischen Duselei, wie eine untadelig arbeitende Gelderzeugungsmaschine mit musterhafter Regelmäßigkeit funktionirte. Sein ganzes Thun und Handeln war das Ergebnis nüchterner Berechnung, die jede Mitwirkung vorübergehender Stimmungseinflüsse ausschloß, und sein Bewußtsein war nichts mehr als ein prächtiger Sextant, ein mit aller Kunst der Feinmechanik gearbeitetes Meßinstrument. Wenn er sich eines tugendhaften Lebenswandels besleißigte, so geschah es aus Achtung vor seiner Lebensstellung, aus ausgesprochener Abneigung vor allem Auffälligen, vor jeder Art Gerede und Skandal, vor allem aber aus dem Grunde, weil ihm seine Lebenserfahrung gelehrt hatte, daß die gerade Linie noch immer der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist. Seine Tugend war demnach durchaus abstrakter Art.

*) Verächtliche Sorte von „Feuerbaesen“ und Hausirern, die die Seelenleute wucherisch ausbeuten und zum Durchbringen ihres Lohnes verführen.

Dem Manne des weisen Maßhaltens und der schönen Ordnung mußten natürlich die Wuthausbrüche seines allzu eifrigen Büttels von Grund aus zuwider sein; das störte das normale Gleichgewicht der Dinge und brachte einen Mißton in die Harmonie.

Führte Dobouziez sein Weg einmal in die Fabrikräume, was seltener und nur dann vorkam, wenn es sich um irgend ein neues Experiment oder die Erprobung einer neuen Erfindung handelte, dann geschah es wohl auch, daß er in einem oder dem anderen Saal das Gesicht, das er an der und der Stelle zu sehen gewohnt war, vermischte.

„Ja, was ist denn das?“ wandte er sich an seinen Begleiter, „ich sehe doch den alten Jese nicht mehr?“

„Ausgemerzt!“ knurrte Saint-Gardier.

„Ja, weshalb denn?“ warf Dobouziez ein. „Ein Arbeiter, der seit zwanzig Jahren in unserem Dienst stand!“

„Ach was! . . . Der Kerl soff . . . Er war mit der Zeit unordentlich und nachlässig geworden . . . Es ging eben nicht mehr!“

„Was Sie sagen! Und sein Nachfolger?“

„Ein strammer Bursche, der zudem nur ein Viertel von dem bekommt, was uns dieser abgewirthschaftete Alte gekostet!“ Herr Saint-Gardier zwinkerte dabei gar verschminkt mit den Augen in der stillen Hoffnung, auf dem Gesicht seines Sozius ein verständnißvolles Lächeln zu erspähen. Darin täuschte er sich nun freilich, der andere Augur lachte weder, noch ließ er ein mißbilligendes Wort über den Fall vernehmen, sondern brach das Gespräch kurz und gleichgiltig ab.

Die Arbeiter hatten eine gehörige Dosis Lebensweisheit und Geduld nöthig, um ohne Murren den Hochmuth, die Verachtung, die Härte und die Willkür dieser Arbeitgeber zu ertragen, denen sie wehrlos auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren. Und Betriebschäden, Siechthum und Todesfälle trugen ein weiteres Theil dazu bei, das Schicksal dieser geplagten Lohnsklaven noch jämmerlicher zu gestalten. War ja doch die ganze Natur der hier betriebenen Industrie wie geschaffen, an tödtlicher Gefährlichkeit mit dem Uebelwollen der Chefs erfolgreich zu konkurriren.

Laurent ließ es sich angelegen sein, den Fabrikbetrieb in all seinen Theilen kennen zu lernen und den Herstellungsprozeß der Stearinkerzen durch die verschiedenen Entwicklungsstadien hindurch mit aufmerksamen Augen zu verfolgen; von der Schmelze angefangen, wo aus der organischen Grundstoffen, aus Rinder- und Hammeltalg im umständlichen Verfahren das weiße, marmorirte Stearin gewonnen wird, bis zum Abfertigungsraum, in dem die Kerzen fortirt, in Kisten gepackt und auf die Rollwagen verladen werden. Diese eingehende Kenntnißnahme des Fabrikationsbetriebes führte ihn bald dazu, dem ganzen Milieu, all' den Apparaten und Handwerksgeräthen, bei denen alle nur denkbaren maschinellen Vervollkommnungen und die Erfindungen, die man der Chemie der Neuzeit verdankt, zur Anwendung kamen, einen geheimnißvollen, mystischen und verderbenbringenden Einfluß zuzuschreiben. (Fortsetzung folgt.)

Der Wirbelsturm auf den westindischen Inseln.

London, 1. Oktober.

Ueber den verheerenden Wirbelsturm, der in der Nacht des 10. September über den westindischen Inseln gewüthet hat, liegen jetzt zwei besonders anschauliche Berichte vor. Der eine ist in einem Briefe enthalten, den die Gattin des Administrators von St. Vincent, H. Thompson, an ihre hier lebenden Verwandten geschrieben hat. Diesen vom Regierungsgebäude auf St. Vincent, 12. September, datirten Brief, der ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, veröffentlicht heute die „Times“ und wir entnehmen ihm folgende Abschnitte:

„Ich kann die Szene nicht beschreiben, es ist schon wie ein böser Traum. Zuerst gab es einen Erdbebenstoß, dann gingen die Schiffe in der Bai von den Anfern los, einige trieben auf die See hinaus, andere scheiterten an der Küste. Die prachtvollen Palmen, unser Stolz und Entzücken, verloren ihre Kronen vollständig und nun stehen sie da wie häßliche Vogelscheuchen. Von jedem großen Baume flogen die Aeste fort, das Getöse war unbeschreiblich. Es war ein brausendes, pfeifendes Gesehul, das die Welt in Schrecken begrub. Man hörte nichts anderes, als den fürchterlichen Wind. Er kam in Stößen von rasender Heftigkeit. Die armen Pferde waren entsetzt, zitterten und wollten mit wahnwitziger Gewalt entkommen. Ich fühlte mich innerlich wahnsinnig vor Schrecken.“

Um 3/12 Uhr trat eine Ruhepause ein. Wir glaubten, es sei vorüber und kamen heraus (die Familie hatte sich mit der Dienerschaft in den Keller geflüchtet). Welch ein Bild gräßlicher Verwüstung! Die herrlichen Gärten waren verwüstet und dort unten

sah man nichts als kahle Baumstämme, zerbrochene Aeste und graues, dahineilendes Gewöll. Wir bemerkten sofort, daß zwei Wohnhäuser zerstört waren. Während der ganzen Zeit regnete es stark. H. sagte, er müsse sich sofort in die Stadt begeben, um zu sehen, wie groß der Schaden dort sei. Ungefähr eine halbe Stunde später wurde es wieder dunkel und der Wind kam zurück, dieses Mal von Südwesten wehend; das erste Mal war er von Nordosten gekommen. Ich ließ alle wieder in den Keller hinuntersteigen und die Pferde wurden wieder herumgebracht, gerade noch zur rechten Zeit. Sie wollten nicht kommen, ich hatte sie alle zu treiben, es war wie ein fürchterliches Nachtgespenst, und dann brach es wieder los über uns mit hundert Mal größerer Heftigkeit. Meine quälende Sorge war die, daß ich wußte, H. hatte noch nicht genügend Zeit gehabt, um in die Stadt zu kommen, und zwei Stunden lang war mir so, als sollte ich ihn nie wieder sehen. A. sagte, ich hätte während der schrecklichen zwei Stunden wie eine todte Person dageessen. Wir blieben bis fünf Uhr sitzen, es schien uns wie ein Jahr, und wir konnten dem allmäligen Nachlassen des Sturmes nicht trauen. Als wir herauskamen, war die Verwüstung hundert Mal größer. Der große Baum beim Stall war vollständig seiner gewaltigen Aeste beraubt. Der Mahagony-Hain droben war fast ganz zu Boden gelegt. Jeder Berggrüden in unserem Umkreise war entblößt, Elend überall, und dann begann man zu empfinden, was es gewesen war. H. schickte mir eine getrigelte Zeile, die meldete, daß er in Sicherheit sei. Das Haus hatte dem Sturme wunderbar widerstanden, aber es sah aus, als ob ein Fluß hindurchgegangen wäre. Ich ritt (am folgenden Tage) vier oder fünf Stunden weit hinter, soweit ich konnte, und wir besuchten alle Zufluchtsstätten und sprachen mit hunderten von armen Menschen. Sie haben nur das Leben gerettet, und in vielen Fällen nur noch die nassen Lumpen, mit denen sie bekleidet sind. Viele Personen sind geschnitten und gequetscht wie von Granatschüssen. Es ist wie ein fürchterliches Schlachtfeld, die Häuser sind ihrer Dächer und die Bäume ihrer Zweige beraubt oder umgerissen. Ich glaube, daß im ganzen nur sechs Häuser nicht gelitten haben. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß die ganze Insel obdachlos ist. Man wagt nicht, an die Zukunft zu denken. Die Menschen sind noch dazu so hilflos: da saßen sie alle in der Kathedrale in einer Pfütze, bis ich selbst einen Besen nahm, und dann singen sie, weil sie sich schämten, an, mir zu helfen.“

„15. Sept. Ein anderer fürchterlicher Tag war vorüber, und doch fängt das schlimmste erst an. Nachdem ich einen neuen Trupp Arbeiter hier zusammengebracht hatte, will ich nach Catiagua hinaus und hatte einen außerordentlichen Tag dort. 300 Menschen sind dort in der Polizeistation, es ist eine elende kleine Stadt, und der einzige Mann, der ihnen ihre Nationen auszutheilen und sie in Ordnung zu halten hat, ist der eine Konstabler. Der Geruch war fürchterlich, alle Abflüsse waren verstopft, Abfall in Haufen aufgeschichtet und nichts war entfernt seit dem Wirbelsturm. Das Volk wollte nichts selbst thun, die bessere Klasse hatte sich nicht gerührt, und nur ungefähr sechs Häuser standen noch. Es ist so schon ein elender fumpfiger Ort, und heute war es fürchterlich. Ich versuchte, die Leute zu beschämen, indem ich daranging, selbst Urath wegzuräumen. Das hatte einigen Erfolg. Ich sagte ihnen, sie würden am Fieber sterben, wenn die Abflüsse nicht gesäubert würden; sie sagten, das sei ihre Arbeit nicht, darauf sagte ich: „Dann ist es meine Arbeit“, nahm eine Schaufel und begann selbst. Einige Minuten darauf erschienen einige Leute mit Haden, und ich sagte, ich würde den Ort nicht verlassen, ehe ich nicht ihren Abfall brennen sähe. Ich schaffte etwas Kalk herbei, der darüber geworfen wurde, und bestand darauf, daß sie die herumliegenden Thierkadaver besaigten. . . . Denkt Euch, einer Frau, die wir kannten, Frau Robertson, wurde der Kopf abgeschüttelt, und man fand ihn erst am nächsten Tage wieder. Oh, es ist schauerlich, schauerlich. Viele der Leute kamen zu den Unterkunftsstätten ganz naht.“

Ein anderer sehr anschaulicher Bericht ist dem Reuterschen Bureau aus Barbados zugegangen. In diesem heißt es: „Seit dem denkwürdigen 11. August 1881 ist Barbados nie von einem solch' fürchterlichen Orkan heimgesucht worden, wie von dem, der in der Nacht des Sonnabend, 10. September, über die Insel dahinfegte. Tage vorher war das Wetter unbeständig gewesen, und es war viel Regen gefallen. Aber das Barometer blieb beständig und erst am Sonnabend Abend zeigte es den herannahenden Orkan an. Ungefähr um 7 Uhr war es auf 29,669 gesunken, und die heulenden Windstöße kündeten das schnelle Nahen des Sturmes an. Vorher schon hatte der Observator des amerikanischen Wetterbureaus die Hafenbehörden gewarnt, und die Kapitäne der verschiedenen Fahrzeuge waren auch gemahnt, auf der Hut zu sein. Das englische Kriegsschiff „Alert“, das in der Carlisle Bah lag, lästete um 7 1/2 Uhr die Anker und dampfte, um sich zu retten, hinaus. Aber die große Masse der Einwohner von Bridgetown und die Landbewohner wußten nichts von den obwaltenden meteorologischen Verbindungen, und als um 1/28 Uhr der Orkan losbrach, waren sie ganz unvorbereitet darauf. Es war Sonnabend Abend, und hunderte von Menschen waren ausgegangen, um für den Sonntag Einkäufe zu machen. Sie wurden vollständig vom Unwetter gefangen und waren gezwungen, die Nacht in den Läden zuzubringen. Eine Anzahl Menschen, die der Orkan unterwegs überraschte, suchten Zuflucht, wo sie konnten. Die Treppen und Korridore mehrerer Gebäude waren gedrängt voll von Flüchtlingen. „Der Sturm begann ungefähr um halb 8 Uhr am Sonnabend Abend und dauerte an bis vier Uhr am Sonntag

Morgen. Man kann sich seine furchtbare Gewalt vorstellen, wenn man erfährt, daß fünf Minuten hindurch die Schnelligkeit 62 engl. Meilen pro Stunde betrug, was einem Drucke von 21 Pfund auf den Quadratfuß entspricht, aber während einer Minute erreichte die Geschwindigkeit 75 Meilen per Stunde gleich 29 Pfund Druck auf den Quadratfuß. Einmal schien es, als läme der Sturm aus allen Richtungen der Windrose. Die Thüren und Fenster der Häuser wurden aus ihren Befestigungen herausgerissen, und gleich tausend Dämonen kam der Wind hineingebraust, brünnen Verheerung und Zerstörung anrichtend, während dabei die Häuser selbst schwankten wie große Wiegen. Unheimliche Blitze schossen von Zeit zu Zeit über den Himmel und erleuchteten die tintenschwarzen Wolken über uns, während die Luft erfüllt war mit dem dumpfen Getöse des Donners und dem Gebrüll der See. Endlich graute der Tag, das Bild der Zerstörung und Verwüstung, welches sich den Bewohnern von Bridgetown darbot, war fürchterlich. Weinahe jeder Baum in der Stadt war umgeblasen. Die Telephonstangen mit ihren hundertten von Drähten lagen umgestürzt. Demolirte und ihrer Dächer beraubte Häuser sah man allenthalben. Es ist natürlich ganz unmöglich, einen annähernd detaillirten Bericht von der durch den Sturm angerichteten Verwüstung zu geben. Berichte aus den Landbezirken liegen noch nicht vor, da der telephonische Verkehr unterbrochen ist, und nur eine ungefähre Anschauung von der dort angerichteten Zerstörung kann man sich bilden. Man glaubt aber, daß über 150 Personen auf der Insel getödtet sind. Bis gestern Abend wurden vierzig Todte der Polizei gemeldet, darunter waren sechs Personen, die sich auf Upper Colshire Road in eine Kirche geflüchtet hatten, deren Dach einstürzte, wodurch sie getödtet wurden. Am Sonntag wurden 17 Personen in das allgemeine Hospital aufgenommen, am Montag 10, und alle hatten schwere und leichte Verwundungen dadurch erhalten, daß Häuser, Räume oder Telephonstangen auf sie gefallen waren. Die Scene am Riff, wo die meisten Schiffe scheiterten, war außerordentlich. An einem Ende lag der Schoner „Campania“ auf seiner rechten Seite, die linke Seite war ganz zertrümmert. Dem Dampfer „Ada“ war das Hintertheil dem Anscheine nach gerade weggeschlagen. Die „Elmo“ lag auf der Seite und war ganz in Stücken. Dazwischen waren Haufen von Bracktrümmern und zerbrochene Lichterlähne eingeleit, das Ganze bot ein trauriges Bild der Verwirrung und Zerstörung.“

(„Frankfurter Zeitung.“)

Kleines Feuilleton.

u. **Wassergehalt gerösteter Kaffeebohnen.** Wenn man eine geröstete Kaffeebohne ansieht oder ansieht, sollte man meinen, daß sie ein von Wasser völlig befeiteter Körper ist. Dem ist aber nicht so. Ein Nahrungsmittel-Chemiker untersuchte den Kaffee genauer und fand, daß, wenn man ihn wirklich so lange trocknet, bis kein Gewichtsverlust mehr eintritt — und erst dann kann man sagen, wirklich trockenen Kaffee vor sich zu haben —, die Bohnen erheblich weniger wiegen als vorher, wo sie sich in dem Zustande befanden, in dem man sie zu mahlen und zum Kaffeelochen zu verwenden pflegt. Auf diese Weise wurde festgestellt, daß gebrannter Kaffee durchschnittlich einen Wassergehalt von nicht weniger als 10 pCt. besitzt; in einzelnen Kaffeeforten waren sogar 14 1/2 pCt. Wasser enthalten. Man wird ein solches Resultat um so weniger erwarten haben, als ja beim Rösten der Kaffee auf eine so hohe Temperatur gebracht wird, daß bei ihr das vorher in den Bohnen enthaltene Wasser längst hätte verdampft und entwichen sein müssen. Man muß aber bedenken, daß beim Rösten die Kaffeebohnen sich schnell mit einer Art glazirter Haut überzieht, welche für den Dampf des im Innern der Bohne dann noch befindlichen Wassers undurchdringlich ist, so daß dieser in der Bohne bleiben und sich später, wenn die geröstete Bohne abgekühlt wird, wieder zu kleinen Wassertropfchen verdichten muß.

Literarisches.

— Die erste Nummer eines neuen Literaturblattes ist soeben im Verlage von F. Fontane u. Co. (Berlin) erschienen. Die Halbmonatsschrift nennt sich etwas bescheiden „Das Literarische Echo“. Um so angenehmer enttäuscht ist man, wenn man es aufschlägt. Das Blatt bringt Essays und Studien über einzelne literarische Fragen, biographische Charakteristiken zeitgenössischer Autoren, regelmäßige Literaturbriefe aus allen Kulturländern, Reproduktionen und Auszüge interessanter Zeitungsartikel, eine Gesamtrevue der in- und ausländischen Zeitschriften literarischen Charakters, zahlreiche Besprechungen, Nachrichten, Notizen, Bibliographie u. s. w.

— Auf der Generalversammlung der deutschen Geschichtsvereine in Münster hielt Professor Dr. Jostes einen Vortrag über den „Heliant“. Der „Heliant“, eine im Auftrage Ludwigs des Frommen vorgenommene Versifizierung der evangelischen Geschichte, wird ziemlich allgemein einem Westfalen zugeschrieben, und zwar im besonderen einem Angehörigen des Klosters zu Verden. Der Vortragende wies nach, daß der Verfasser kein gelehrter Theologe sein könne, sondern wahrscheinlich ein berühmter Volksdichter war, der in der Wahl des Stoffes sich nicht besonders glücklich zeigt, in der Geographie nur geringe Bewandlung verräth und auch in der Dogmatik nicht recht zu Hause gewesen sein muß. Der Verfasser des Heliant war nicht ungebildet und nicht unbegabt, jedenfalls aber kein Gelehrter. Die Frage nach der Herkunft läßt sich zum Theil nach

einzelnen Dialektstellen beantworten, die nach dem nordöstlichen Sachsen hinweisen, statt, wie man sonst annimmt, nach Westfalen. Hätte ein Mönch aus dem Kloster zu Verden das Gedicht verfaßt, so würde das in den Klosterannalen sicher nicht verschwiegen worden sein. Der vatikanischen Handschrift ist ein Mainzer Kalender angebunden, in welchem die Eintragungen bestimmter Tage direkt nach dem Magdeburgischen, also nach Sachsen hinweisen. Nach anderen Anhaltspunkten kommt man unwillkürlich auf die Gegend zwischen Wefer und Elbe, etwa an die Küste in der Nähe von Hamburg. Daß das Gedicht dort entstanden sei, dafür spricht die Alliteration, die in dieser Form nur im nördlichen Theile Ostfachsens vorkommt. —

Geschichtliches.

— Die Abdanlung eines deutschen Fürsten. Es sind jetzt 50 Jahre verflossen, schreibt man der „Frankf. Ztg.“, daß ein souveräner deutscher Fürst, Heinrich der 72., Fürst von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, Mitregent von Gera, infolge eines in seinem Lande ausgebrochenen Revolutionärens abdante. Es ist dies derselbe Fürst, der 1826 seine gesammte Streitmacht gegen die bei dem Dorfe Garra zusammengetretenen Bauern marschiren ließ, die ihre Häuser nicht bei der Magdeburger Feuerversicherungs-Gesellschaft versichern wollten, wie es der Fürst angeordnet hatte; es gab bei dieser Affäre siebzehn Todte und viele Schwerverwundete. Doch nicht durch die „Schlacht bei Garra“ ist dieser Fürst bekannt geworden, auch dadurch, daß Lola Montez eine Zeit lang in der Residenz Ebersdorf meist mit der Reitpeitsche in der Hand, an stelle des Fürsten das Regiment führte, bis der Fürst, ihrer überdrüssig, sie des Landes verwies. Im März 1848 entsagten eine handvoll Studenten und Kandidaten die Revolution in Serenissimi Landen. Heinrich der 72. glaubte durch Proklamationen den Sturm beschwören zu können, doch mußte er von Ebersdorf nach Gera flüchten und auch von dort wurde er durch eine Sturmpeitsche vertrieben. Er nahm seinen Aufenthalt auf dem Gute Guteborn in der Lausitz und erließ von da sein „Letztes Wort an sein Volk“. Bald folgte eine Abdanlungsanzeige, die mit den Worten begann: „Meinen zahlreichen auswärtigen Freunden und Bekannten die Anzeige, daß ich die Regierung niedergelegt habe.“ Später nahm der Fürst seinen Aufenthalt in Dresden und starb dort am 17. Februar 1853. Das Reußenland hat er nach seiner Abdanlung nie wieder betreten. —

Völkervunde.

gk. Von den Aepfelindianern, den südamerikanischen Manzaneros, erzählt Professor Siemirakli in den soeben erschienenen „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft“ in Wien. Es sind kleine zerstreute Horden von arautianischem Typus. Sie leben in den Thälern des Ostabhangs der Cordilleren. Eine Eigenthümlichkeit ihres Landes sind die großen Aepfelwälder, die sich oft meilenweit erstrecken. Die verschiedensten Sorten von sehr schmackhaften, häufig faustgroßen Aepfeln wachsen hier nebeneinander, ohne je von Gärtnershand berührt zu werden. Ihr rasches Gedeihen beweist, daß diese von Europa eingeführten Bäume hier ein äußerst günstiges Klima gefunden haben. Das überrascht um so mehr, als in Südamerika sonst die Aepfel sehr schwer gedeihen. Einen rechten Gebrauch von den Aepfeln wissen die Manzaneros freilich nicht zu machen, nur im Herbst bereiten sie aus ihnen ein berauschendes Getränk. Dann wird regelmäßig ein mehrtägiges Trintgelage abgehalten, an dem auch die anderen Auraner theilnehmen. Die Kolonisten verwenden die Aepfel zum Schweinesfüttern. Die Manzaneros treiben weder Viehzucht noch Ackerbau. Sie leben von der Jagd und vom Pferdebstahl. Ihr Oberhäuptling Kurá Guinca (der schwarze Dieb) ist der einzige Mann in der ganzen Gegend, der Ackerbau treibt. Auch die deutschen Kolonisten, die bis dorthin aus Chile vorgedrungen sind, treiben nur Viehzucht. Ein sonderbarer Brauch der Manzaneros, den sie vielleicht von den Patagoniern übernommen haben, ist der folgende: Die heirathsfähigen Mädchen malen sich einen dreieckigen Fleck mit rothem Ocker auf die Wangen, der das ganze Gesicht von den Augen bis zum Kinn bedeckt und nicht eher gewaschen werden darf, als bis das Mädchen heirathet. Die Auraner waschen sich auch sonst niemals. Trotzdem zeigen die Manzaneros stark den Drang, sich zu zivilisiren. Sie vermischen sich mit der chilenischen Bevölkerung, sie sprechen fertig spanisch, und manche wollen sich überhaupt schon nicht mehr des Auranischen bedienen. Ihre Kleidung schon zeigt diesen Zug, viele tragen europäische Filzhüte und Ledstiefel mit silbernen Sporen. —

Aus dem Thierleben.

t. Ueber Wandwurm-Epidemien bei wildem Geflügel sprach neulich der Physiologe Mequin vor der Pariser Akademie der Medizin. Im vorigen Jahre und im Frühjahr dieses Jahres haben solche Schmarotzer besonders unter den Fasanen und den Rebhühnern in Frankreich außerordentlich stark ausgebreitet. Es bestand nun nicht nur die Befürchtung um die starke Verminderung des Hühnerwildes, sondern auch eine Sorge um eine Gefährdung der menschlichen Gesundheit durch den Genuß solcher erkrankter Vögel. Eine genaue wissenschaftliche Untersuchung war daher notwendig und hat infolgedessen außerordentliche Erfolge gehabt, als nicht weniger als drei ganz neue Arten von Wandwürmern entdeckt wurden. Unter den Fasanen, die besonders in gewissen Züchtereien der Umgebung von Rambouillet zu hunderten zu grunde gingen, herrschte ein bisher unbekannter Wandwurm, der von Mequin als *Davainea guvellensis* be-

zeichnet wurde. Dieser Bandwurm gehört ebenso wie die übrigen beim Geflügel entdeckten zu der Familie der Taenien, zu der unter anderen auch der gefährliche Bandwurm des Menschen, die Taenia solium, sowie der Drehwurm der Schafe zu rechnen sind. Unter den Rebhühnern fanden sich besonders in den französischen Departements Loiret und Seine-et-Marne zwei ähnliche Sarmarier, die zahlreiche Opfer forderten; die eine Art davon war neu, die andere bereits bei der Haushuhnrasse von Bruchère festgestellt. Die Vermehrung der Bandwürmer in dem Geflügel geschieht außerordentlich rasch, und ihre Verbreitung ist wahrscheinlich auf eine gegenseitige Ansteckung zurückzuführen. Glücklicherweise ist man gegen diese Epidemien nicht machtlos, sondern hat in der gepulverten Areca-Nuss (Betel-Nuß) ein ziemlich sicheres Mittel gefunden, das, in kleinen Mengen mit dem Futter des Geflügels vermischt, dasselbe fast mit Sicherheit von den kleinen Schädlingen befreit und die Epidemie zum Stillstand bringt. Megnin ist nach seinen Untersuchungen des Glaubens, daß diese Bandwürmer dem Menschen nicht gefährlich werden können, ganz sicher ist dies indeß nicht, man muß sich wenigstens daran erinnern, daß man bei den Kindern in Madagaskar, in Indien und sogar in Amerika Bandwürmer entdeckt hat, deren Ursprung man zwar noch nicht kennt, die aber eine große Ähnlichkeit mit den Geflügel-Bandwürmern haben. Wahrscheinlich verhindert aber eine sorgfältige Zubereitung des Geflügels nach europäischer Art jede Ansteckung.

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Eine eigenthümliche Wirkung des Quecksilbers auf Aluminium behandelt Margat im „Engineering and Mining Journal“. Reibt man auf die mit Sandpapier gereinigte Oberfläche einer Aluminiumplatte Quecksilber oder besser Quecksilber-Amalgam, so bildet sich unter Erwärmung der Platte auf deren Oberfläche in kurzer Zeit eine rasch wachsende Ausblühhung von Thonerde, die nach einer halben Stunde etwa 1 Zentimeter hoch ist. Nach Entfernung dieser Ausblühhung mit der Bürste erscheint das Aluminium an den oxybirten Stellen wie mit Säuren geätzt. Beim Verdampfen des Quecksilbers durch Erhitzen hört der Vorgang auf. Das Quecksilber scheint nur auflösend zu wirken und die Oberfläche des Aluminiums stark porös zu machen, so daß der Sauerstoff der Luft das Metall leicht und schnell zu oxydiren vermag. — („Prom.“)

Bergbau.

— **Neder die russische Goldgewinnung** hat der Berg-Ingenieur Melnikoff eine Studie für das Museum des Montan-Instituts verfaßt, der die „Köln. Volks-Ztg.“ folgende Einzelheiten entnimmt. Die Goldgewinnung hat in Rußland sehr spät angefangen. VIELLEICHT war einer der Gründe dafür, daß die alten Slaven, wie Justin bemerkt, das werthvolle Metall zunächst wenig schätzten. Ihrem obersten Götzen Perun machten die Slaven nur einen goldenen Schmuck; der arabische Reisende Ibnu-Fraglan berichtet, daß er an der Wolga Kaufleute gesehen habe, deren Kaftane mit goldenen Knöpfen verziert waren, während die Weiber den Hals mit goldenen Ketten schmückten. Aber das waren schwerlich Russen, sondern eher wohl Chosaren. Der Goldschmuck kam allerdings im Mittelalter auch bei den russischen Frauen bald in Mode; nur bestand derselbe nicht in daheim gewonnenem Golde, sondern das Gold wurde von den reichen „Gästen“ (ausländischen Kaufleuten) in Groß-Romgorod gekauft oder von den russischen Theilsürsten und ihren Druschinen (Gefolgshäupten) auf deren zahlreichen Beutezügen mit dem Schwerte gewonnen. In dem Süden Rußlands fand man in den „Kurgan“ (alterthümliche Grabhügel, besonders an der Wolga und Kama) viele Goldsachen, so daß die Russen auf die Vermuthung kamen, daß dieses Gold einheimischen Ursprungs sei, und unter dem Zaren Alexei Michailowitsch (1645—1676) eifrige Nachforschungen anstellten, woher dieses Gold stamme. Es erwies sich, daß die Tataren, Kalmücken, Baschkiren sich schon längst mit der Goldgewinnung beschäftigten, aber ihre Fundstellen sorgfältig vor den Russen verheimlichten. Erst Peter der Große legte die erste Goldmine an, die Stelle war aber unglücklich gewählt, so daß die Arbeiten bald eingestellt wurden. Das erste russische Gold wurde bei der Schmelzung in Silberminen des Nordrussischer Bezirks gewonnen, aber in sehr geringen Quantitäten — im Jahre 1740 nur 27 Pfd. — Wie in Amerika, war auch in Rußland lange Zeit alles Werk des Zufalles. Im Jahre 1808 entdeckte ein Bauer das erste Gold im Ural am Tschussowa-Flusse, 25 Jahre später erkannte man, daß in West-Sibirien Gold vorhanden sei, indem ein Sektirer Lesnoi bei der geheimen Goldgrube überfallen wurde. Daß die russische Regierung wissenschaftliche Expeditionen von Geologen und Berg-Ingenieuren ausendet, z. B. nach den Küsten des Ochotsk'schen Meeres, ist erst ein Werk der letzten Jahre. Von 1745—1897 sind in Rußland insgesamt 115 859 Pfd Gold gewonnen worden. Aus diesem Golde sind bis Ende September Goldmünzen Nr 1 445 900 286 Rubel geprägt worden.

Technisches.

— Die Heizkraft der Hölzer. Daß Hartholz größere Heizkraft besitze als Weichholz, ist eine weitverbreitete, aber irrige Annahme. Nach den eingehenden Untersuchungen über diesen Gegenstand besitzt von den Hölzern, wie das Patentbureau von G. u. B. Pataky, Berlin, mittheilt, Lindenholz mit 99 pCt. die

größte Heizkraft; es folgen sodann in abnehmender Reihe zunächst die Feldrüster und die Pichte mit 98 pCt. Heizkraft; sodann Weide, Kastanie und Lärche mit 97 pCt., Ahorn und Föhre mit 96 pCt., Schwarzapfel mit 95 pCt.; Weißbirle mit 94 pCt.; hiermit ist die Reihe der Weichhölzer erschöpft, und man sieht, daß das weichste Holz, das Lindenholz, den größten Heizwerth mit 99 pCt. aufweist; erst nach der Weißbirle folgen in wieder abnehmender Reihenfolge die bekannten Harthölzer wie Eichenholz mit 92 pCt., Weißbuche mit 91 pCt. und Rothbuche mit nur 90 pCt. —

Humoristisches.

— Ein G'scheitle. Schultheiß: „Wie g'sagt, Ihr Herre, der Doktor von Bräglinge thät hieherziehe, wenn m'r ihm sechshundert Mark Wartgeld ausseye thätet. Was ischt Dei' A'sicht, G'meindspsfeger?“

Gemeindepsfeger: „I mei' einfach, mir wölet de Doktor lasse, wo'n er ischt und umsonst sterbe, wie bisher auch!“

— Das Nothwendigere. Onkel (zu Besuch): „Run, Otto, was willst Du denn werden?“

Otto (Sohn eines Diurnisten): „Ich, Onkel, Kanzleidirektor!“

Onkel: „Und Du, Fritzchen...?“

Fritz: „Satt!“ —

(Meggendorf. Hum. Bl.)

— Abgefertigt. Am Stammtisch einer jüddeutschen Kleinstadt ist der Hof-Meggermeister Rälble mit dem Redakteur des Ortsblättchens in eine heftige politische Auseinandersetzung gerathen. Als Herr Rälble gegen den überlegenen Wideracher gar nichts Stützhaltiges mehr anzuführen weiß, schleudert er ihm als letzten Trumpf das Donnerwort entgegen: „Was willst du denn, Du Blätlesschreiber, Du kannst ja net e mol e Säule abjetehe!“

Vermischtes vom Tage.

— In der letzten Sitzung der zoologischen Sektion des westfälischen Vereins für Wissenschaft und Kunst theilte Dr. Landolt mit, daß der Besitzer zweier Ziegen in dem Orte Telgte bei Münster auf die Wahrnehmung hin, daß die Thiere immer weniger und schließlich fast gar keine Milch mehr gaben, aufmerksame Beobachtungen anstellte und so dahinter kam, daß die in demselben Stalle untergebrachten Kaninchen das Melkgeschäft kunstgerecht besorgten. Man entfernte die Kaninchen, und sofort lieferten die Ziegen das frühere Quantum Milch. —

— Eine Polizeiverordnung im Landkreis Emden sucht die Verminderung der Sperlinge durch folgende Bestimmungen zu erreichen: „An Sperlingen oder Sperlingsköpfen sind zu liefern: a) von jedem Landwirth, welcher 25 Hektar oder mehr Land bewirtschaftet, 12 Stück; b) von jedem Landwirth, welcher 12 bis 25 Hektar bewirtschaftet, 6 Stück; c) von jedem Landwirth, welcher 1 bis 12 Hektar bewirtschaftet, 3 Stück. Die Lieferung von Sperlingen oder Sperlingsköpfen hat alljährlich in der Zeit vom 1. Oktober bis 1. Dezember an die Gemeindebehörde zu erfolgen. Uebertretungen der vorstehenden Bestimmungen werden mit Geldstrafe bis zu 6 Mark, im Unvermögensfalle mit entsprechender Haft geahndet.“

— Bei Driewer in der Nähe von Papenburg ertranken drei Knechte beim Nahsfahren, drei andere konnten sich retten. —

— Bei der im Hause Jola's in Paris vorgenommenen Pfändung sind die Gerichtsvollzieher in der rüchichtslosesten Weise vorgegangen. Ein Gemälde von dem berühmten Landschaftler Claude Monet tarirten sie auf — 25 Francs! —

— In der Nähe von Clermont-Ferrand brante ein Gehöft nieder. Fünf Personen kamen in den Flammen um. —

— In Hemigen bei Antwerpen traf ein mit Farbeholz beladenes Schiff ein. Bei der Entladung entdeckten die Arbeiter plötzlich im unteren Schiffsraum eine mächtige Schlange. Das Schiff wimmelte von Schlangen. Sofort wurden alle Luken geschlossen. Leute des Antwerpener Zoologischen Gartens sollen die Schlangen einzufangen suchen. —

t. Eine Gesellschaft für Volkspoesie hat sich in diesem Sommer in London gebildet. Ihr Zweck ist, Volkslieder, Balladen und Melodien im Volke aufzusuchen, zu sammeln und zu veröffentlichen. —

— In dem kleinen Salon eines Dampfers in Brighton (England) fand sich an der Decke eine Tafel aufgehängt, die über einem Sitz baumelte und die Inschrift trug: „Hieß sah Se. Kön. Hoheit Albert Edward, Prince of Wales, als er sowohl mit dem Dampfer hinaus als zurück fuhr.“ Verschiedene junge Damen konnten später mit großer Bemüthung erzählen, daß auch sie „auf demselben Fleck“ gefessen hätten. —

— Nach einer Meldung des „B. Z.“ ist der unter japanischer Flagge fahrende frühere Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Lübed“ auf der Reise von Japan nach Formosa in einem Taifuu untergegangen. 70 Personen sind ertrunken. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 9. Oktober.